**Zeitschrift:** Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur

Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte

**Band:** 1 (1921-1922)

**Heft:** 12

**Artikel:** Aus Bundesrat Baviers Lebenserinnerungen

Autor: [s.n.]

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-154044

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 21.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

12 %. Daß bei einer solchen Schuldenlast und solchen Zinsen die Leute nicht aufkommen können, ist klar.

Diese unansechtbaren Angaben eines englischen Beamten zeigen den miserablen Stand der gewöhnlichen Bauersleute im Indien und daran ist zum guten Teil die hohe Landsteuer schuld. Eine Statistik, vom indischen christlichen Jünglingsverein herausgegeben, sagt, daß von den 320 Millionen Einwohner Indiens 1/5 an beständiger Unterernährung leide und 40 Millionen Wenschen in Indien sich per Tag mit einer einzigen Mahlzeit begnügen müssen. Was Wunder, wenn ein Fehljahr, das in einem wohlhabenden Lande wirklich Teuerung erzeugt, in Indien eine eigentsliche Hungersnot hervorruft. Zwischen 1850 und 1900 waren in Indien etwa 24 Hungersnöte, die 25 Millionen Menschen hinrafften.

An der Armut Indiens ist England viel schuld; aber alle Schuld kann man ihm nicht aufladen. Das Kastenwesen Indiens, das Ackerbau und Gewerbe verachtet, hält eine gesunde Entwicklung von Landbau und Industrie auch zurück. Die Bauersleute passen sich sehr schwer den neuen Verhältnissen an. Die ungeheuren Summen, die in keinem Zins tragendem Schmuck angelegt sind und die Prozessiersucht der Leute, alles das hilft mit zur Armut. Aber ihre eigene Schuld erkennen die Hindu nicht, alles wird auf die Regierung geworfen. Der Hauptsührer der Unzufriedenen, Gandhi, möchte nun Indien wieder zurücksühren ins goldene Zeitalter, in dem Indien glücklich war, ehe die Europäer kamen. Aber das ist unmöglich. Indien muß mit der übrigen Welt Schritt halten, mit oder ohne England, oder zu Grunde gehen.

# Aus Bundesrat Baviers Lebenserinnerungen.\*)

(Fortsetzung.)

Drittes Decenium.

"Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben."

ie Straßenbauten in Graubünden wurden von dem genialen Oberst Richard Lanicca geleitet und in mustergültiger Weise ausgeführt. Kein Land in Europa hat, im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl, so Bedeutendes geleistet wie der Kanton Graubünden und unter den verdienstvollen Männern, welche das Zustandekommen des graubündnerischen Straßennetzes förderten, nimmt Lanicca die vornehmste Stelle ein. — Weine erste Verwendung im Felde erhielt ich bei dem Bauder Oberständerständer länder straße.

Nach und nach führte ich eine ganze Reihe von Straßenbauten im Kanton aus, von denen die hauptsächlichsten die Oberländer- und die Berninastraße waren.

<sup>\*)</sup> Abdrud dieses Beitrages ift nicht gestattet.

Man vergab in der Regel Strecken von 10—15 Kilometer Länge, nachbem sie sorgfältig ausgesteckt und berechnet worden waren, an tessinische und italienische Unternehmer, von denen sie zu beispiellos billigen Preisen solid und schön ausgesührt wurden. Da Kunstbauten und Mauerwerk nach Maaß bezahlt wurden, hatte der bauführende Ingenieur, der überhaupt sür planmässige Aussührung des Baues verantwortlich war, sehr viel zu tun und war den ganzen Tag vollauf in Anspruch genommen. Man war zum Frühausstehen und beständigen Herumlaufen gezwungen, da kein Fundament einer Mauer, kein Brückenpfeiler etc. ohne vorherige Besichtigung und Vermessen durch den Ingenieur ausgemauert werden durfte und wobei die armen Arbeiter, welche meist einen Unter-Accord hatten, beständig drängten, sodaß man oft kaum imstande war, sich überall zur rechten Zeit einzusinden.

Es bestand zwischen Ingenieur und Unternehmer ein freundschaftliches Verhältnis und ich erinnere mich nicht, daß zu meiner Zeit je ein Prozeß geführt wurde oder über Ausführung des Aktordes sich ernstliche Streitigkeiten erhoben hätten. Die Unternehmer waren Leute, die seit vielen Sahren im Lande arbeiteten, sehr sparsam lebten, sich mit bescheidenem Gewinn begnügten und froh waren, wenn sie sich Anerkennung und Anwartschaft auf neue Akkorde erwerben konnten. Später ist es freilich anders geworden. Diese Baukampagnen waren für mich eine herrliche Zeit. Jeder Tag brachte neue Bauten, die ich stets mit hohem Interesse verfolgte. mannigfaltigsten Arbeiten, Brücken, Mauern, Dämme, Wasserbauten, Schutvorrichtungen, Gallerien aus Holz oder Stein, Felssprengungen und Tunnels wurden ausgeführt und es war immer eine Freude, wenn ein Bauobjekt glücklich zustande gebracht worden war. Die mit den Arbeiten verbundene Bewegung in der Alpenluft war sehr gesund und mir zuträglich. Neben der Bauleitung wurden dann zu gewissen. Zeiten neue Projekte ausgesteckt, aufgenommen und im Winter im Baubureau ausgearbeitet. Das Tracieren der Straßen war noch interessanter als der Bau derselben, da es darauf ankam, eine schöne Entwicklung zu finden, sich dem Terrain möglichst anzuschmiegen, die besten Bodenverhältnisse aufzusuchen und für die Sicherheit der Straße durch vorsichtige Anlage, möglichste Vermeidung von rutschenden Abhängen und Lawinenzügen zu sorgen. Zu diesen Tracierungsarbeiten zogen gewöhnlich zwei junge Ingenieure mit einem halben Dutend Hilfsarbeiter aus und verweilten einige Monate in den an dem Tracé liegenden Dörfern.

Im Jahre 1846 hatte ich einen äußerst interessanten Straßenbau am Bernina zu leiten, woselbst die Linie von Oberst Lanicca in meisterhafter Beise traciert worden war. Ohne eine einzige Kehre anzubringen führte er die Straße von Pisciadello bis La Motta durch sehr geschickte Benütung des Bodens, auf welchem eine Anzahl kleinerer und grökerer Hügel vorkamen, immer mit einer Steigung von 8% hinan; jeden Augenblick wurde man durch ein ganz neues Panorama, welches sich den erstaunten Blicken darbot, überrascht. Ich möchte beinahe die Behauptung wagen, daß in ganz Europa keine so kühn und geschickt angelegte Bergstraße vorkommt als das erwähnte Stück auf der Südseite der Bernina. Ich wohnte dort mitten unter etwa 400 italienischen Straßenarbeitern ganz allein in einem

Stalle, den ich mir möglichst komfortabel zur Behausung eingerichtet hatte. Ein Vorraum diente als Küche und hinter demselben lag ein Gemach, das als Salon, Arbeits- und Schlafzimmer benützt wurde. Daneben befand sich, in den Berg eingegraben, noch Keller und Vorratskammer; die Letteren enthielten köstlichen Veltlinerwein, Salami, Schinken, Käse, Reis, getrocknete Fische, monatealtes, vortreffliches Roggenbrot — man nannte es "Bracciadella" — das mit einem Hammer zerschlagen wurde. kamen noch öfters Wildpret und Forellen aus dem Auschlaversee. Lettere haben rotes Fleisch und sind die besten, die ich noch je genossen habe. Ich war mein eigener Roch und zugleich der einzige Gast in der Hütte. Zur Bedienung hatte ich einen zwölfjährigen Knaben — man hieß ihn, da er den Steinsprengern das Pulver abliefern mußte, den "Polverino". mußte Holz und Wasser tragen, Feuer anzünden und mein Bett so gut machen, als es der Knirps imstande war. Mittags kam ich mit einem Wolfshunger nach Hause, sette mich and Feuer und fing an zu kochen; bald Polenta, bald Risotto und dazu einen Hasen, einen Fisch oder mehr, in Ermangelung desselben ein Stück Salami und Käse. Alles war aufs Trefflichste zubereitet, denn der Hunger ist der beste Roch. Statt es aber auf den Tisch zu tragen, verspeiste ich es meistens kurzerhand aus der Pfanne. Als dann später ein Unternehmer, Podestat Pozzi von Puschlav, der ein ganz ausgezeichneter Jäger und Koch war, bei mir wohnte und das Küchenregiment übernahm, wurde weniger tumultuarisch vorgegangen. Der Polverino deckte den Tisch und ich wartete, freilich ungeduldig genug, bis Pozzi mit einem Gericht nach dem andern erschien.

Bei der großen Müdigkeit, die mir das zwölfstündige Herumlausen jeden Tag verursachte, schlief ich abends nach der Mahlzeit sofort ein und hatte kaum Zeit, mich ins Bett zu begeben, wo ich trot dem primitiven Zustande desselben und trotdem ich mitunter Mäuse darin sing, köstlich schlief und mich jeden Morgen äußerst ungern von meinem Lager erhob.

Ich arbeitete die ganze Woche in meinem Palast auf den Bergen. Jeden Samstag abend ging ich nach dem, etwa 3 Stunden entsernten Poschiavo, wo der Sonntag in heiterster Weise verbracht wurde.

Es begab sich einmal, als ich nach dem Sfazzù (so hieß mein Stall, d. h. "der Unverschämte"; ich hatte diesen Titel aber nicht selbst erworben, sondern er ging durch Erbschaft von dem früheren Besitzer des Stalles auf mich über) zurücksehrte, daß ich meine Vorratskammer vollskändig geplündert traf. Der famose Beltliner, Cognac, Zigarren, Salami, Schinken, alles war fort; die Diebe hatten bemerkt, daß die Hütte unbewohnt sei (denn wenn ich dort schlief, ließ ich jeden Abend ein paar Schüsse los) und hatten sich all der Herrlickseiten bemächtigt! Auf die Straßenarbeiter hatte ich keinen Berdacht; denn ich wuße, daß ich in ihrer Mitte sicher war. Ich glaube eher, daß Bauern aus der Umgebung die Tat verübten. Uebrigens konnte man niemandem etwas beweisen. Bas Straßenarbeiter und Italiener überhaupt anbelangt, so sind sie weit besser als ihr Kus. So nückserne, arbeitsame, dienststerige und zufriedene Menschen findet man wohl in keinem andern Lande. Sie haben freilich auch ihre Schattenseiten. Sie sind nicht zuverlässig. Ihr Blut ist leicht in Bewegung. Sie sind

leidenschaftlich, jähzornig und rachsüchtig, woraus dann oft schlimme Händel entstehen. Indessen kommt es selten vor, daß sie raffinierte Verbrechen mit Arglist vorbereiten und mit Vorbedacht zur Ausführung bringen. Dies ereignet sich bei ihnen jedenfalls nicht häusiger als bei andern Nationen.

Auch im Jahre 1847 führte ich den Bau der Berninastraße, auf einer andern Strecke, aus, nämlich von Bal Orezza dis San Claro dei Puschlav und hatte mein Standquartier am lettern Orte. Die zwei Jahre, welche tch am Straßendau auf Bernina zubrachte, boten mir den Anlaß, die italienische Sprache zu erlernen. Ich hatte in Chur nur ein haldes Dutzend Privatstunden darin genommen, dei denen ich nichts lernte und kam also ganz unwissend unter die italienischen Arbeiter, denen ich mich durch Zeichen und französische Ausdrücke verständlich zu machen suchte. Bald aber fing ich unverzagt an, italienisch zu radebrechen, studierte, so viel ich Zeit fand, Grammatik und Dialoge und fing an zu schreiben und brachte es endlich so weit, daß ich erträglich lesen, schreiben und reden konnte. Natürlich sehlte mir noch vieles und ich erwarb meist erst nach und nach so viel Routine, um ziemlich korrekt schreiben und sprechen zu können.

Als ich im Serbst 1847 nach Chur zurückfehrte, befand sich das ganze Land in großer Aufregung. Schon seit Jahren bestand ein Zerwürfnis zwischen den sieben Kantonen (Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg und Wallis) samt den katholischen Landesteilen der übrigen Schweiz gegenüber der protestantischen, meist liberalen Bevölkerung in den andern Kantonen. Die Luzerner hatten die Jesuiten in ihren Kanton eingeführt und hauptsächlich hiedurch Beranlassung zu den an und für sich unberechtigten Freischarenzügen gegeben. Die Teilnehmer an diesen Zügen wurden zurückgetrieben und manche von ihnen kamen um oder wurden ins Gefängnis geworfen. Sie hatten dies ihrem gesetzlosen Benehmen selbst zuzuschreiben; aber hiedurch erhielt der Haß gegen die katholischen Stände, die sich zu einem sogenannten "Sonderbund" vereinigt hatten, neue Nahrung und die Tagsatung von 1847 führte endlich die schon lange vorbereitete Entscheidung herbei.

Wit der knappen Mehrheit von zwölf Stimmen — das Zünglein der Wage lag damals bei St. Gallen und Graubünden — wurde beschlossen, den Sonderbunds-Kantonen den Krieg zu erklären, sofern Luzern sich länger weigere, die Jesuiten auszutreiben. Und es kam zum Krieg! Als Obergeneral der Tagsatungstruppen wurde Oberst Dusour in Genf gewählt. Die Sonderbunds-Kantone wählten den Obersten Joh. Ulrich von Salis Seewis, den Onkel meiner spätern lieben Frau, zum Anführer.

Auch ich mußte in den Kampf ziehen. Es geschah mit schwerem Herzen und ich machte meinem Kummer über den Bruderkrieg in Poesie und Prosa in den damaligen Zeitungen Luft. Einige poetische Stylübungen habe ich vergessen. Es sind mir nur ein paar Verse im Gedächtnis geblieben, die zwar keinen Anspruch auf Originalität machen können, sondern nur die Anwendung der alten Fabel vom Bären (der die Mücke und den von ihr belästigten Schäfer erschlug) auf schweizerische Verhältnisse sind. Sie lauteten:

Einst lebte gepriesen im herrlichen Land Eine Tochter der Riesen, Helvetia genannt, Bewacht von dem Bären mit zottigem Haar, der treuer Bedienter und Wächter ihr war. — Die Dame ermüdet begab sich zur Kuh und neben sie legte der Bär sich hinzu. Doch sieh! eine Mücke gar schwarz und erpicht, die sett sich dem Fräulein gar keck ins Gesicht. Der Bär intimiert ihr: sie müsse gleich fort, doch frech blieb die schwarze am nämlichen Ort. Da wurd der Mutz zornig, erhob seinen Arm und schlug auf die schwarze, daß Gott sich erbarm! Er hat sie erschlagen, die schändliche Brut, doch ach seine Herrin liegt sterbend im Blut.

Glücklicherweise ist aber diese düstere Auffassung nicht zur Wirklichkeit geworden; denn nach Beendigung des Sonderbundskrieges hat die Schweiz 25 Jahre verlebt, die unbedingt als die glücklichsten in ihrer fünshundertjährigen Geschichte bezeichnet werden können. Unter der Bundesversassung von 1848 entwickelte sich die Sidgenossenschaft in höchst erfreulicher Weise im Innern und verschaffte sich eine Achtung und Anerkennung im Auslande, wie sie es seit Jahrhunderten nicht genossen hatte.

Selbst die damaligen Gegner der Verfassung konnten später, als es sich darum handelte, die Verfassungsrevision (nach meiner Ansicht eine bedeutende Verschlechterung der ursprünglichen Verfassung) in den Jahren 1872 und 1874 durchzusehen, nicht Worte genug finden, um diesenige von 1848 und ihren wohltätigen Einfluß anzuerkennen und zu preisen. —

Ich war einer Compagnie Scharsschützen zugeteilt und sollte mit denselben, als Leutnant, nach dem Freien Amt, Kanton Aargau, ziehen.

Aber Herr Oberst Lanicca, der als Chef des Genie-Corps der Division Luvini, welche das Tessin und den Gotthard besetzte, bezeichnet worden war, wählte mich zu seinem zweiten Adjutanten und Sekretär. Als solcher blieb ich mit dem ersten Adjutanten, Hauptmann Fornaro aus Rapperswil, bis zum Ende des Feldzuges in Tätigkeit.

Von Chur aus reiste Lanicca mit der Post nach Bellinzona. Ich folgte mit zwei Pferden und einem Bedienten ihm nach. Unser Ritt, den wir am 4. November begannen, bot einige interessante Vorfälle. Der Bediente war ein Wegmacher namens Bernhard Kuhn, der, glaube ich, aus dem Kanton Uri stammte. Er hatte sich nur mit großem Widerwillen, durch seinen Vorgesetzen, Oberst Lanicca, dazu bestimmen lassen, mit mir und den Pferden nach dem Tessin zu kommen, dabei aber das Versprechen erhalten, daß er, sobald wir dort angelangt seien, sogleich wieder zurücksehren dürse. Wir ritten in der Frühe von Chur ab und gelangten nach einer Stunde in das katholische Dorf Ems, dessen fanatische Einwohner uns, als wir in eidzenössischen Unisorm mit der Feldbinde am Arm hindurchritten, mit sinsteren Blicken anstaunten und uns wilde Flüche nachsandten. Bernet (so hieß mein Bedienter gewöhnlich) wollte umkehren und ich hatte viel Mühe,

ihn zur Weiterreise zu bewegen. Wir kamen glücklich durch das Dorf, in welchem mich manche kannten. Ich grüßte freundlich, affektierte die größte Unbefangenheit und ritt, in gemessenem Schritte vorwärts, währenddem sich Bernet ängstlich an meine Seite drängte. Als wir den Ort hinter uns hatten, hielt er an und sagte mir: "Ich bin eigentlich doch ein rechter Narr, daß ich mich zu solchen Dummheiten brauchen lasse. Die ganze Geschichte geht mich nichts an, die Sonderbündler sind mir so lieb als die Andern und auch die Jesuiten haben mir nichts zu leid getan. Warum soll ich unschuldiger Familienvater mein Leben riskieren, weil die Herren auf der Tagsatung, die selber schön zu Hause bleiben, mit einander Händel angefangen haben." Es war nicht leicht, folche Argumente, die man übrigens vielfach auf dem Lande hörte, zu widerlegen; denn die üblichen Redensarten wie: Bund im Bund, Jesuiten, Vaterlands-Verräter, Dunkelmänner, Pfaffen usw. zogen nicht mehr recht und waren nachgerade abgenützt worden. Ich selber mußte mir sagen, daß der begonnene Krieg mehr auf Gewalt als auf Recht beruhe und ich beklagte es auf das Tiefste, daß die Eidgenossen den Bruderkrieg begonnen hatten. Aber meine Pflicht hatte mich nun einmal ins Feld gestellt und ich erfüllte sie auch soweit als es mir möglich war.

Am ersten Tag ritten wir bis Splügen. Ich hatte aber große Not, Bernet in ein etwas lebhafteres Tempo zu verseten, da er absolut nur Schritt reiten wollte. Er war ungefähr ein Reiter wie Don Abbondio in den Promessi sposi. Einige Male ließ ich mein Pferd ein wenig ausgreifen und er mußte notgedrungen nachfolgen, weil sich das seinige nicht zurückhalten ließ. Aber er geriet in eine verzweifelte Stimmung, verlor die Steigbügel, hielt sich am Sattelknopf und an der Mähne und bat mich, mit einem armen Mann nicht auf solche Weise umzugehen. Ich fügte mich seinen Bitten und mußte den Weg in höchst langweiligem Schritte zurücklegen und konnte so erst spät in Splügen eintreffen. Dort war alles gefroren und bei empfindlicher Kälte und beständiger Gefahr des Ausgleitens der Pferde ritten wir am zweiten Tage über den Bernhardin bis Misor, wo alles italienisch sprach, von dem Bernet keine Silbe verstand. Die jungen Burschen von Misor waren eifrige Radikale und erbitterte Feinde der Rfaffen und Sesuiten. Sie kamen haufenweise, in Calabreser Hüten, mit Stutern bewaffnet, machten funkelnde Augen und brüllten die neuesten italienischen Freiheitslieder von Pio Nono, so daß meinem Bernet Angst und bang wurde. Er bat mich, ihm zu gestatten, bei mir in der Kammer zu schlafen. Als wir dort waren, verbarrikadierte er die Türe auf das forgfältigste, indem er sagte, wir seien unter eine Räuberbande geraten und es sei die Frage, ob wir mit heiler Haut davon kämen. Endlich schliefen wir ein, aber ich wurde bald durch schreckliches Stöhnen aufgeweckt und als ich Bernet, der gräßliche Töne ausstieß, weckte, sagte er, es sei ihm eine Heze auf der Brust gesessen und habe ihn umbringen wollen. Es war ein Alp, den das ungewohnte Reiten ohne Zweifel bei ihm veranlaßt hatte. Wir be= gaben uns bei Tagesanbruch wieder in den Sattel und ritten über Lostallo, Roveredo und Grono nach Bellenz. Am letteren Orte langten wir Nachmittags an und fanden Oberst Lanicca schon eifrig damit beschäftigt,

einen Aufstellungsplan für die Division zu zeichnen und die nötigen Dispositionen der Verteidigung des Gotthards zu treffen. Aber kaum hatten wir ein wenig ausgeruht, so wurden wir abends 6 Uhr sehr unangenehm überrascht. Die sämtlichen Glocken von Bellenz begannen zu läuten und die ganze Einwohnerschaft stürzte sich auf die Straßen, die Tessinersoldaten stürmten undiscipliniert und planlos herum und alles war von panischem Schrecken ergriffen und rief, die Urner seien im Anzug. Seit Sahrhunderten hatte der Name "Urani" einen schauerlichen Klang im Tessin, weil er an die Zeit erinnerte, zu welcher die Urner als Herren des Teffins schalteten, Landvögte einsetzten und von Zeit zu Zeit mit bewaffneter Macht hinüberzogen um fürchterliche Strafgerichte abzuhalten. Bald stellte sich indessen heraus, daß die ganze Panik nur von blindem Lärm herrührte. Immerhin hatte er auch uns in Bewegung gesetzt und uns genötigt, im Dunkeln durch die Straken mit der lärmenden Volksmenge zu reiten, bis sich herausstellte, daß weit und breit keine Urner in Sicht waren und wir endlich in unserm Quartier von den Strapazen ausruhen konnten. Bellinzona rückten wir durch das Livinertal hinauf bis nach Airolo. Bernet mußte, trot allen Protesten mit uns, weil man keinen passenden Bedienten finden konnte und das ihm gegebene Versprechen wurde nicht gehalten, nach dem alten Spruch, daß der Krieg alle Rechte aufhebt. Inter arma silent leges.

Einige Tage verlebten wir nun in Airolo in vollkommener Ruhe und genossen unter dem Präsidium des Divisionärs Luvini Tafelfreuden und Musik und ritten spazieren, ohne den ganzen Tag irgend etwas ernstliches zu tun. Oberst Lanicca wollte aber nicht müssig bleiben. Oberhalb Airolo, etwa halbwegs dis zur Val-Tremola steht ein Hügel, der das ganze Tal beherrscht. Es ist der Motto Bartola. Oberst Lanicca beschloß, hier eine Verschanzung anzulegen und ich war nun den ganzen Tag hindurch damit beschäftigt, diese Arbeit mit einer Compagnie Sappeure auszusühren. Abends traf ich dann stets fröhliche Gesellschaft im Hotel, wo der ganze Generalstab der Division einquartiert war.

Die Truppen wurden sehr gut verpflegt, hatten leichten Dienst und wurden bei dem Schlaraffenleben ganz übermütig. Jeden Abend zogen sie mit Musik vor das Hauptquartier, verlangten zum Kampf geführt zu werden und brüllten allerlei ad hoc verfaßte Kriegslieder. So lautete eines derselben:

Audiam a Lucerna, cacciar i Gesuiti Siam tutti uniti e pronti a marciar!

ein anderes:

Al par degli antichi romani guerrieri Saremo noi fieri al dì di pugnar.

Der Refrain war dann in der Regel:

"Evviva Luvino del patrio Ticino d'Elvezia splendor!"

Aber es sollte mit dem Splendor bald ein Ende nehmen und nur zu früh erschien den tapfern Schreiern der "di di pugnar"!

Am 17. November saßen wir Mittags bei reich besetzter Tafel (ich war schon Bormittags von Wotto Bartola herunter gekommen), als plöglich ein Soldat, vom Borposten auf Motto Bartola, schreckensbleich und atemlos hereinstürzte und nichts anderes hervorbringen konnte als "Vengono gli Urani!" und sich halb ohnmächtig auf einen Stuhl warf. As er endlich zu sich kam berichtete er, "eine große Schar Urner sei den Gotthard herunter gekommen und habe fortwährend geschossen, worauf die Borposten auf Motto Bartola (troß der Berschanzung!) Reißaus genommen haben und er vorausgeeilt sei, um die Nachricht zu verkünden. Es erfolgte nun eine unbeschreibliche Szene des Schreckens und der Ratlosigkeit.

(Die Obersten Luvini und Pioda, der Großrichter Battaglini und die meisten Andern erhoben sich von ihren Sitzen und liesen im Saal herum.)

Endlich rief Luvini den Oberst Lanicca und sagte ihm, er solle sosort alle Dispositionen treffen, um sich gegen den Feind zu verteidigen. Lanicca erwiderte, es sei dies eigentlich Sache des Divisionärs, aber er sehe wohl ein, wie die Dinge stehen und werde daher das Nötige besorgen. Darauf gab er Fornaro und mir den Besehl, in die verschiedenen Kantonnemente zu reiten und die dort liegenden Truppen alle nach der Schlucht von Stalvedro zu führen, wo er sie erwarten und aufstellen werde.

Es war etwa Nachmittags 2 Uhr und wir beeilten uns, ventre à terre, an die bezeichneten Orte zu reiten und die Soldaten herbeizubringen. Es bedurfte unglaublicher Mühe, die Offiziere zu vermögen, dem Befehle Folge zu leisten und nur zögernd und angsterfüllt kamen sie endlich mit ihren Compagnien an Ort und Stelle. Dort bezeichnete ihnen Oberst Lanicca die einzunehmenden Stellungen, aber so oft er eine Abteilung verließ, um die andern aufzustellen, ergriff die erstere die Flucht und rannte den oberhalb Stalvedro befindlichen Hügel hinunter. Der Divisionär Luvini und der Brigadier Pioda hielten sich in der Gallerie von Stalvedro auf und nur einige Offiziere, darunter der alte Oberst Stoppani, der in Spanien gedient hatte, der Artilleriekommandant Belladini, der Scharfschützen-Hauptmann Ramelli und Hauptmann Fogliardi hielten Stand. Sie konnten aber so wenig als wir die allgemeine Deroute aufhalten. Die ganze Mannschaft stürzte sich auf die Straße nach Bellinzona und alle Versuche sie zum Stehen zu bringen blieben fruchtlos. Auf der Brücke von Viotta stellten Lanicca und ich die Pferde quer über die Straße, aber die Soldaten krochen zum Teil unter dem Bauch der Tiere hindurch und zum Teil drängten sie sich zwischen uns und den Brücken-Parapetten vorbei. Alles bewegte sich abwärts in wilder Flucht. Die Urner waren so weit entfernt, daß man sie mit blogem Auge kaum unterscheiden konnte und ihre Schüsse kaum hörte und meistens nur an dem kleinen Rauch, der dabei entstand, bemerkte. Die Soldaten schauten mit wilden Blicken auf uns und ich sagte zu Lanicca, die Gefahr für uns besteht nicht darin, von den Urnern, sondern von unsern eigenen Leuten erschossen zu werden. Er sah dies auch recht wohl ein und wir sprengten über die Wiesen neben der Straße davon, um vor den Truppen Dazio grande zu erreichen. Luvini und Vioda waren in einer Postkutsche schon vor uns in Dazio Grande angekommen. Dort verlangte Lanicca vom Divisionär, daß er Befehl erteile, den Enghaß

zu verteidigen, was eine leichte Sache sei, da sich eine bessere Position gar nicht denken lasse. Luvini weigerte sich aber, dies zu tun und unterdessen stürmten die Vordersten der fliehenden Kolonne, von denen viele Gewehr und Habersack weggeworfen hatten, um besser laufen zu können, an uns vorbei und wir sahen, daß nunmehr alles verloren war. Es war überdies dunkle Nacht geworden und Lanicca erklärte daher dem Divisionär Luvini, daß er nun nach Graubünden eilen werde, um dort Hülfe zu suchen. Quvini mit seinem Stab fuhr weiter; wir ritten durch das Liviner Tal hinunter, in Faido erlangten wir mit Mühe Erfrischung für uns und die Pferde und ebenso in Biasca. Am Morgen des 18. Novembers langten wir dann in Roveredo an. Ich war totmilde, sodaß ich die Treppen des Wirtshauses hinauffriechen mußte und auch die Aferde sielen beinah um. Nur Lanicca war, obschon über 50 Jahre alt, noch vollkommen rüstig und währenddem ich auf dem Sofa sofort einschlief, verfaßte er einen ausführlichen Bericht. Des Morgens in aller Frühe langte eine Staffette von Luvini an, mit dem Befehl an Lanicca, nach Bellinzona zu kommen und den Monte Cenere zu verteidigen. Er weigerte sich aber, diesem Befehl Folge zu leisten und schrieb an Luvini ein Privatbillet, in welchem er ihnt sagte, er begehe zwar einen schweren Disziplinarfehler und Luvini möge ihn anklagen. Er werde dann die Gründe auseinanderseten, warum er nach Chur gehe und den Befehl des Divisionärs nicht beachte. Es ist übrigens von Luvini niemals dieser Vorfall auch nur erwähnt worden.

Die unbegreifliche Panik, die sich der jungen Tessinersoldaten bemächtigte, erklärt sich erstlich aus der instinktiven Furcht vor den Urnern und sodann aus dem Umstande, daß beinahe sämtliche Soldaten ganz neue, unerfahrene Rekruten waren, die man in aller Eile, erst seit ein paar Wochen, einererziert hatte. So kam es, daß vier Bataillone eine so überaus schmähliche Flucht ergriffen und daran von der Mehrzahl der Offiziere keineswegs verhindert wurden, sondern von einigen derselben an Feigheit noch übertroffen worden sind. (Wie man Geschichte schreibt habe ich jett Januar 1895, also bald nach 50 Jahren, gelesen in der tessinischen Zeitung "Riforma", welche in einer Reihe von Artikeln von Oberst C. C. die neuere Geschichte des Kantons Tessin darstellt. Nach ihr sind die Tessiner nur deshalb geflohen, weil sie von den Geistlichen gewarnt wurden, auf ihre katholischen Brüder, die Urner, zu schießen!) Auf unsern nächtlichen Ritten hatten wir noch allerlei Episoden. Der arme Bernet trabte, sich am Schweife meines Pferdes haltend, nach und geriet allmählich in solche Wut, daß er Oberst Lanicca in gröblichster Weise beschimpfte und ihm vorwarf, einen armen Familienvater schändlich betrogen und ins Unglück gesprengt zu haben. Ich eroberte für ihn an einigen Orten (wo er sich nicht hinwagen durfte, da man ihn als spia tedesca betrachtete) ein Stück Fleisch und Brot; auch stieg ich mitunter vom Pferde und ließ ihn eine Strede weit reiten, sodaß er, freilich entsetzlich müde und elend, doch gleichzeitig mit uns in Roveredo eintraf. Wir holten auf unserem Ritt nach und nach die fliehenden Soldaten mit Ausnahme derjenigen, welche sich als perfekte Schnelläufer erwiesen, alle ein; einer derselben, der in Todesangst vor uns floh, konnte endlich nicht mehr weiter und fiel endlich auf die Aniee, wo er nichts anderes sagen konnte als misericordia. Andere die wir einholten, gaben vor, verwundet zu sein, was allerdings bei manchem richtig war. Nur rührten die Verletzungen lediglich vom Niederfallen auf der Straße und nicht von feindlichen Waffen her. Wir ließen Herrn Fornaro, Bernet und die Pferde in Roveredo und Oberst Lanicca und ich fuhren nach Chur. Wir mußten über den Berg im Schlitten fahren und langten um Mitternacht des 18. auf 19. November in Chur an. Dort war unsere Ankunft durch eine Staffette, Telegraphen gab es damals noch keine, angekündigt worden. Die Mitglieder der Regierung, sowie mein Vater, erwarteten uns im Regierungsgebäude, wo Lanicca ausführlichen Bericht über das Vorgefallene abstattete. Die beiden Tage vom 17. und 18. November werden mir stets in Erinnerung bleiben und ich habe es Gott zu danken, daß die ganz außerordentlichen Anstrengungen keine üblen Folgen für mich hatten. Wären die Tagsatzungstruppen ebenso ratlos und verzagt gewesen, wie die Tessiner, so hätte die schweizerische Politik eine Wendung erhalten, die sicherlich nicht zum Wohle des Landes ausgefallen märe.

In Chur blieben wir nun den 19. November und am 20. kehrten wir wieder nach dem Tessin zurück. Es waren uns 2 bündnerische Bataillone (Michèl und Buchli) in Eilmärschen vorausgegangen. Das Bataillon Michèl, welches wir schon auf unserm Weg nach Chur antrafen und zur Beschleunigung des Marsches aufgefordert hatten, langte am Abend des 20. in Bellinzona an und das von Buchli am 21. Lanicca und ich kamen ebenfalls am 21. dort an. Das müde Bataillon Michèl hatte, gleich nach seiner Ankunft, eine Probe zu bestehen, die glänzend ausfiel. Am Abend, als die Truppe kaum ihr Quartier bezogen hatte, ertönte die Sturmglocke; die ganze Einwohnerschaft war auf den Beinen. Man erzählte, daß die Urner im Anmarsch seien und schon die Brücke von Molinazzo (eine halbe Stunde von Bellenz) überschritten hätten. Das Bataillon wurde sofort allarmiert und es verging keine halbe Stunde, so marschierte dasselbe in bester Ordnung, mit klingendem Spiele, zur Stadt hinaus dem erwarteten Feind entgegen. Sehr bald aber zeigte es sich, daß alles nur blinder Lärm gewesen, der durch einige im Trab nachrückende Fourgons veranlaßt worden war und die Soldaten konnten, nachdem sie den ersten Beweis ihrer Tüchtigkeit abgelegt hatten, von den Strapazen ausruhen.

Durch die ruhige, disciplinierte Haltung der bündnerischen Bataillone wurde die Stimmung der geängstigten Bevölkerung sehr gehoben und man begann unter den Vernünftigeren sich der lächerlichen Angst ein wenig zu schämen.

Am 23. und 24. zogen die beiden Bündnerbataillone das Livinertal hinauf. Ich ritt auf Befehl des Brigadiers Oberst Eduard v. Salis, voraus, um Quartier zu bestellen und dem Quartiermeister an die Hand zu gehen. Schon in Biasca vernahm ich, daß die Urner, welche bis dorthin — und nicht weiter — gekommen waren, auf dem Rückzug begriffen seien. Man nahm dort Quartier und setze am andern Tag den Marsch weiter fort. Schon am 24. langte in Faido eine Staffette an, welche die am 23. erfolgte Niederlage der Sonderbündler bei Gislikon meldete.

Hiermit war der Krieg in der Hauptsache beendet. In Faido erschien dann Quartiermeister Müller aus Altdorf, der als Parlamentär auftrat und wünschte, sich mit unserm Obersten in Verkehr zu setzen, um sich über verschiedene Fragen zu verständigen.

Er erzählte uns freimütig, daß die Urner nur sehr ungern den Gotthard überschritten hätten, indem sie erklärten, sie seien nur zur Verteidiaung des Landes unter die Waffen getreten, aber keineswegs, um in den Tessin einzufallen. Nur mit großer Mühe brachte ihr Kommandant, Ingenieur Emanuel Müller von Altdorf, sie bis über die Höhe des Berges, wo sie einige Gewehrsalven in die Luft abgaben. Als sie dann aber den wunderbaren Effekt wahrnahmen, welchen diese Demonstration auf die Tessiner Milizen ausübte und dieselben in hellen Haufen das Tal hinunter laufen sahen, faßten sie Mut und zogen langsam, stets eines Sinterhaltes gewärtig, gegen Abend bis nach Airolo. Dort wurde ein feierliches Tedeum abgehalten und sodann der Zug weiter fortgesett bis Biasca, wo sie aber bald den Befehl zum Rückzug erhielten. Herr Müller speiste mit uns und reiste, cordial empfangen und verabschiedet, wieder über den Gotthard zurück. Es bestand in diesem Kriege eben doch keine tiefgehende Feindschaft. Man fühlte, daß Eidgenossen gegen Eidgenossen kämpften und jeder sehnte sich nach Beendigung des Bürgerkrieges. Es ging derselbe auch G. L. ziemlich unblutig und rasch zu Ende, wofür der ausgezeichneten, vorsichtigen und humanen Führung des Generals Dufour das hauptfächlichste Verdienst zukommt.

Wir blieben nun noch etwa 4 Wochen in den Quartieren von Airolo, Faido, Biasca. Es gestaltete sich, namentlich in Faido, der Aufenthalt zu einem wahren Capua. Schmausereien, Spazierritte und musikalische Produktionen lösten einander ab und alles fröhnte einem schlaraffenmässigen Müssiggang. Endlich zogen wir zurück in die Heimat, und wenn auch nicht mit Kriegsruhm bedeckt, so doch gesund und zufrieden, daß alles über Erwarten gut abgelausen und das gefährliche Spiel mit Schießgewehren von verhältnismässig geringen Folgen begleitet gewesen war.

# Vaterländische Erziehung.

Von Hans Dehler.

II.

wei leitende Gedanken sind es, die den Aussührungen Albert Barths zugrunde liegen: einmal der Gedanke, daß das Wesen der Erziehung nicht in der Vermittlung gegenständlichen Stoffes, d. h. von Wissen, beruhe, sondern darin, den jungen Menschen zum Können, d. h. zur Anwendung und Betätigung seiner Anlagen zu befähigen; und zweitens, daß der Organismus, durch den die Erziehung vornehmlich besorgt wird,